GENDER OPEN REPOSITORIUM

# Ausweitung der Geschlechterkampfzone: Warum humanitäre Interventionen nicht ohne Sex auskommen

**Brunner, Claudia**

**2015**

**https://doi.org/10.25595/54**

**Veröffentlichungsversion / published version**
**Sammelbandbeitrag / collection article**

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Brunner, Claudia: *Ausweitung der Geschlechterkampfzone: Warum humanitäre Interventionen nicht ohne Sex auskommen*, in: Lakitsch, Maximilian; Steiner, Anna Maria (Hrsg.): Gewalt für den Frieden? : vom Umgang mit der Rechtfertigung militärischer Intervention (Wien: LIT, 2015), 153-179. DOI: https://doi.org/10.25595/54.

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Krieger, Helmut (2011): Der ‚humanitäre' Regimewechsel in Libyen, vidc-news 17/2011, http://www.vidv.org/?id=1492, abgerufen am 10.01.2015.

Mamdani, Mahmood (2004): Good Muslim, Bad Muslim. America, the Cold War, and the Roots of Terror, New York.

Mitchell, Timothy (2004): The Middle East in the Past and Future of Social Science, in: Szanton, David L. (Hg.): The Politics of Knowledge. Area Studies and the Disciplines. Berkeley (u.a.), S. 74-118.

Owen, Roger (2012): The Rise and Fall of Arab Presidents for Life, Cambridge, Massachusetts.

Pawelka, Peter (2002): Der Staat im Vorderen Orient: Über die Demokratie-Resistenz in einer globalisierten Welt, in: Leviathan, Vol. 30, Nr. 4, S. 455-481.

Pawelka, Peter (2008): Der orientalische Staat im 21. Jahrhundert: Zur Reinkarnation des vormodernen Staates in einer globalisierten Welt, in: Pawelka, Peter (Hg.): Der Staat im Vorderen Orient. Konstruktion und Legitimation politischer Herrschaft, Baden-Baden: Nomos, S. 37-56.

Saif, Ibrahim/Abu Rumman (2012): The Economic Agenda of the Islamist Parties. The Carnegie Papers, Carnegie Middle East Center. Washington D.C., May 2012.

Stacher, Joshua (2012): Adaptable Autocrats: Regime Power in Egypt and Syria, Palo Alto.

# AUSWEITUNG DER GESCHLECHTERKAMPFZONE: WARUM HUMANITÄRE INTERVENTIONEN NICHT OHNE *SEX*[1] AUSKOMMEN[2]

CLAUDIA BRUNNER

„Wir alle im Lager der Kriegsgegner begannen,
in der Sprache des gerechten Krieges zu reden,
obwohl wir gar nicht wußten,
daß wir das taten."
(Walzer 2003: 35)

Gewalt braucht Legitimität, insbesondere dann, wenn sie im Namen von Frieden und Demokratie zur Anwendung kommt. Das noch junge, auch völkerrechtlich umstrittene Konzept der sogenannten humanitären Intervention bedarf dieser Legitimität in besonderem Maße. Zugleich transportiert es diese gewissermaßen bereits im nicht nur harmlos, sondern sogar wohltätig erscheinenden Begriff selbst. Diese diskursive Tarnung täuscht erfolgreich darüber hinweg, dass es sich dabei in der Praxis vorrangig um handfestes militärisches Eingreifen handelt, das Verletzung, Tod und Zerstörung ganz bewusst inkludiert. Sie erleichtert die Ablösung diplomatischer und außenpolitischer Instrumentarien in der Bearbeitung von internationalen Konflikten und trägt zur Normalisierung militärischer Optionen bei. Geschlechterfragen können in Kombination mit dem Argument des Humanitären sehr hilfreich dabei sein, den nötigen Konsens für solche Interventionen herzustellen. Das bedeutet aber auch, dass die Rede von Frauenbefreiung, Geschlechtergerechtigkeit und sexueller Selbstbestimmung im Zusammenhang mit der Durch-

[1] Hier ist mit ‚*sex*' nicht etwa ein Geschlechtsakt gemeint, wie dies die deutsche umgangssprachliche Verwendung vermuten lässt. Vielmehr bezeichnet der in der Genderforschung so verwendete Begriff Sexualität (und damit verwobene Fragen nach Geschlecht bzw. *gender*) als analytische Kategorie (Kreisky 2004).

[2] Grundlage für diesen Aufsatz war mein Vortrag „Geschlechterkampf ums Abendland? Warum militärische Interventionen nicht ohne Sex auskommen" bei der 31. Internationalen Sommerakademie von ÖSFK und CPDC in Stadtschlaining am 11. Juli 2014. Für intensive Diskussionen in unterschiedlichen Stadien der Produktion von Vortrag und Aufsatz danke ich herzlich insbesondere Mechthild Exo und Magdalena Freudenschuß (Berlin) sowie Utta Isop, Hajnalka Nagy und Viktorija Ratković (Klagenfurt).

setzung humanitär begründeter militärischer Interventionen nicht *per se* emanzipativ oder gar befreiend ist. Vielmehr kann der Rückgriff auf genau diese Annahmen höchst problematische Folgen nach sich ziehen, die mitunter alles andere als das sind, was sie zu sein vorgeben. Geschlechterfragen oszillieren dabei zwischen ihrem Ruf, ein permanenter Nebenwiderspruch und daher in wichtigen politischen Fragen nachrangig zu sein, und ihrer Eigenschaft, als identitäre Selbstvergewisserung von Okzidentalität[3] zur Signatur behaupteter und realer Überlegenheit im asymmetrischen Verhältnis globaler Ungleichheit zu werden. Am anderen Ende dieses Spektrums liegen Vorstellungen von Orientalität, die sich aus einem Jahrhunderte alten kolonialistischen und imperialistischen Repertoire speisen. Dieses ist tief verwurzelt und weit verbreitet, weshalb seine Aktualisierung gerade in zumeist stark vereinfachten und hoch emotionalisierten Geschlechterfragen sehr gut funktioniert. Aus einer feministischen antimilitaristischen Position argumentiere ich hier also für Skepsis gegenüber bestimmten Formen von aktuellem Geschlechtergerede im Zusammenhang mit der Legitimierung sogenannter humanitärer Interventionen, weil es mit vermeintlich fortschrittlicher Rhetorik einer kognitiven Militarisierung weiter Teile der Bevölkerung zuarbeitet, die sich im Gewande der Zivilisiertheit und des Humanitären umso einfacher auch in ganz konkrete Gewaltpraktiken übersetzen lässt.

## INTERNATIONALE BEZIEHUNGEN, GESCHLECHTERFRAGEN UND EPISTEMISCHE GEWALT

Obwohl das Feld der Internationalen Beziehungen – sowohl im Sinne politischer Praxis als auch als wissenschaftliche Disziplin – immer noch als zutiefst maskulinistisch, androzentrisch und heteronormativ bezeichnet werden muss, haben Geschlechterfragen darin immer wieder Konjunktur. Internationale Politik macht Geschlecht wiederholt zu einem Referenzpunkt unterschiedlicher Argumentationen im Kontext internationaler Konflikte, und das auch dort, wo sie keinerlei feministischer Expertise verdächtig ist. Insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten erfährt eine ganz bestimmte Konnotation von Genderdebatten eine Renaissance, die in vielerlei Hinsicht an imperialistische und kolonialistische Rhetoriken und Praktiken erinnert, sich in Details von diesen aber durchaus unterscheidet. Ein wiederkehrender *Hype* um zumeist auf sogenannte Frauenfragen reduzierte Geschlechterfragen hat zwar keinen Neuigkeitswert (McClintock 1995), und auch eine auf patriarchale Männlichkeiten fokussierte „Ethnisierung von Sexismus" (Jäger 1999) ist aus anderen Kontexten bekannt. Doch die konkreten Erscheinungsformen und Wirkungsweisen dieser Debatten und ihrer politischen Voraussetzungen und Konsequenzen müssen immer wieder von Neuem und vor allem im größeren Kontext einer „Geopolitik des Wissens" (Mignolo 2002; Brunner 2013) ausbuchstabiert werden. Feministische und queere Stimmen begleiten diese Entwicklung durchaus mit scharfer Kritik, verbleiben zumeist jedoch an den Rändern der Auseinandersetzung, wenn sie nicht nur Geschlechterverhältnisse im zu befriedenden ‚Anderswo' thematisieren, sondern auch deren konfliktreiche Verstrickung mit Gewaltverhältnissen problematisieren, die im dominanten ‚Hier' zu verorten sind. Gerade diese Verbindungslinien zwischen politischer Gewalt einerseits und epistemischer Gewalt andererseits in den Blick zu nehmen, ist das Ziel meiner Argumentation.

[3] Die entsprechende deutsche Formulierung wäre etwas sperrig ‚Abendländischkeit', ihr Gegenteil ‚Morgenländischkeit'. Gemeint ist damit jeweils die Annahme, es handle sich um vermeintlich klar voneinander abgrenzbare geopolitische Räume und ihnen entsprechend zugeschriebene vereindeutigende Eigenschaften, die eine kollektive Identität als ‚morgen- oder abendländisch' annehmen ließen.



Enrique Galván-Álvarez definiert epistemische Gewalt folgendermaßen:

> Epistemic violence, that is, violence exerted against or through knowledge, is probably one of the key elements in any process of domination. It is not only through the construction of exploitative economic links or the control of the politico-military apparatuses that domination is accomplished, but also and, I would argue, most importantly through the construction of epistemic frameworks that legitimise and enshrine those practices of domination. (Galván-Álvarez 2010: 12)

In diesem Sinne verstehe ich die Praxis humanitärer Intervention auch als Praxis des Dominanzerhalts. Ihre Rechtfertigung und Normalisierung wird in dem Maße erleichtert wie Geschlechterfragen darin als auch gewaltsam durchzusetzende Fortschrittspolitiken verhandelt werden. Epistemische Gewalt meint in diesem Zusammenhang also jene Gewaltförmigkeit, die im Wissen selbst angelegt ist und über Wissen ihre Wirkung entfaltet. Ihren in einer Situation manifester physischer Gewaltverhältnisse zumeist wenig beachteten Spuren zu folgen bedeutet in Hinblick auf die Ambivalenz sogenannter humanitärer Interventionen, sich den Rhetoriken, Debatten und Diskursen rund um sie zu widmen und danach zu fragen, auf welche Weise Geschlechterfragen bei ihrer Rechtfertigung zum Einsatz kommen: Was sind die mit dem Wissen selbst in Zusammenhang stehenden Rahmenbedingungen, die der Legitimierung und Normalisierung humanitärer Interventionen

dienen und damit bestehende Dominanzverhältnisse im global asymmetrischen Nord/Süd- bzw. West/Ost-Verhältnis festigen? Eine solche Perspektive beinhaltet hohe Aufmerksamkeit für Begriffe und Definitionen sowie für Sprechpositionen und deren Verortung auf einer Achse von Zeit und geopolitischem Raum. Sie bedeutet aber auch, das System von Wissenschaft und Expertise selbst von dieser Kritik nicht auszunehmen, sondern seine Funktion in der Verflechtung mit Politik und allgemeinem Diskurs kritisch zu befragen. Begriff und Konzept humanitärer Intervention verstehe ich also nicht als etwas Gegebenes, das man einfach hinnimmt und dann befürwortet oder ablehnt. Vielmehr will ich deren zunehmende politische und wissenschaftliche Verselbständigung dekonstruieren, also gewissermaßen einen Schritt zurückgehen hinter die drängende Frage des Umgangs damit. Somit wird schließlich auch die allzu rasche Akzeptanz solcher Einsätze hinterfragt.

## KULTURALISIERUNG DES POLITISCHEN

Um der Bedeutung des hier zu problematisierenden Geschlechtergeredes im Kontext internationaler Politik auf den Grund zu gehen, muss der ambivalente Vormarsch des Konzepts und der Praxis humanitärer Intervention auch vor dem Hintergrund einer zunehmenden Kulturalisierung des Politischen betrachtet werden. Nach dem Ende der bipolaren Weltordnung (Stichwort Mauerfall) und insbesondere seit 9/11 und dem anschließenden *Krieg gegen den Terrorismus*, der nicht nur militärisch geführt wird, sondern in einen breiteren Paradigmenwechsel zu münden scheint, ist ‚Kultur' zur privilegierten Leitdifferenz zwischen grundlegend politischen Unterscheidungen geworden (Brown 2006). Der vermeintlich eindeutige Begriff kommt dabei höchst selektiv zum Einsatz, wie Wendy Brown treffend bemerkt. Sie spricht von einer Zweiteilung von Kultur, die einen tiefen Graben zwischen einem überlegenen ‚wir' und einem unterlegenen ‚sie' zieht, entlang dessen asymmetrische Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse immer wieder stabilisiert werden können:

> […] 'we' have culture, while culture has 'them,' or we *have* a culture while they *are* a culture. Or, we are a democracy while they are a culture (ebd.: 151).

Der einen Hochkultur ist also der anderen zivilisatorische Rückschrittlichkeit. Der Rückgriff auf ‚das Humanitäre' bleibt in dieser Vorstellung allein dem Privileg der Hochkultur vorbehalten, während die ‚Zurückgebliebenen' nicht *qua* (Menschen-)Recht, sondern *qua* ‚Wohltätigkeit' in dessen Genuss



kommen. Dabei wird intensiv mit der Notwendigkeit der Durchsetzung von Menschenrechten – und eben auch von Rechten für Frauen und sexuelle Minderheiten – argumentiert. Vergeschlechtlichung und das, was ich mit einem Neologismus als Religionisierung (Brunner 2011b: 220f) bezeichne, sind aufs Engste mit dieser Form der Kulturalisierung des Politischen verknüpft und oft gar nicht voneinander zu unterscheiden. Das bedeutet, dass in der Deutung und Bearbeitung politischer Konflikte eine diffuse Kategorie ‚Religion', die oft mit ‚Kultur' gleichgesetzt wird, zur Ersatzkategorie für die Erklärung politischer Konstellationen wird, denen bestimmte Vorstellungen von Geschlecht, Sexualität und vor allem darauf begründeter Differenzen und Hierarchien eingeschrieben werden. Vor diesem Hintergrund funktionieren insbesondere Geschlechterdebatten dann als Grenzmarkierungen zwischen ‚uns' und ‚denen', zwischen ‚Nord' und ‚Süd', zwischen West' und ‚Ost', oder, um die derzeit populärste Wiederbelebung naturalisierter geopolitischer Antagonismen zu nennen, zwischen ‚Orient' und ‚Okzident' (Dietze/Brunner/Wenzel 2009). Die Rechte und Chancen von Frauen und Homosexuellen sind in dieser Polarisierung von hoher Bedeutung, wenn es darum geht, Demokratie nach innen mit Gewalt zu verteidigen oder nach außen mit militärischen Mitteln zu exportieren. Dies hören wir auch von jenen „KonvertitInnen zum Feminismus" (Heidenreich/Karakayalı 2009: 122), die einer solchen Haltung noch bis vor kurzem kaum verdächtigt werden konnten. Dazu zählen etwa George W. Bush, der Anfang der 2000er Jahre plötzlich afghanische Frauen von den Taliban befreien wollte (Hunt 2006), oder auch die ehemalige österreichische Innenministerin Maria Fekter, die sich dafür einsetzte, ohnehin strafrechtlich verfolgbare Verbrechen wie etwa Genitalbeschneidung, Zwangsverheiratung oder bestimmte Formen von häuslicher Gewalt in einem Tatbestand ‚Kulturdelikt' zu kodifizieren (Fekete 2008). Solche Debatten docken an ein zumeist vereinfachtes Verständnis von Geschlechterverhältnissen an, das umso plausibler zu sein scheint, je näher es an biologistischen, rassistischen und kulturalistischen Stereotypen liegt. Außenpolitische Agenden sind über die Schnittstelle der Kulturalisierung des Politischen mit innenpolitischen Anliegen trickreich verwoben und sollen daher aus feministischer Perspektive auch nicht als vollständig voneinander getrennt verstanden werden. Bushs *war on terror* in einem Absatz mit Fekters scharfer Asyl- und Migrationspolitik zu nennen soll genau diese Verschränkung sichtbar machen, deren Widersprüchlichkeiten in einem allgemeinen Diskurs der Versicherheitlichung aufgehoben scheinen. Entgegen seinem äußeren Erscheinungsbild kann dieses Geschlechtergerede zutiefst antifeministische Konsequenzen haben. Wenn nämlich mit sexueller Befreiung von unüberwindbar patriarchalen Verhältnissen argumentiert, genau

damit dann aber schärfer überwacht, schneller abgeschoben oder ungehemmter bombardiert wird, ist zu fragen, inwiefern dieses Ergebnis in einem überzeugenden Verhältnis zu seiner behaupteten befreienden Dimension der davon Betroffenen steht (Brunner 2011a). Patriarchat und heteronormative Unterdrückung *qua* Geschlecht werden dabei von der ‚eigenen' Gesellschaft abgetrennt und ins zu befreiende ‚Dort' verlagert, wodurch sich die eigene Verortung umso eher als eine der vollständig erreichten Geschlechtergerechtigkeit behaupten lässt. Zudem verkleinern auf solche Weise kulturalisierte, ethnisierte und religionisierte Geschlechterdebatten den ohnehin schon minimalen Raum, in dem sich antimilitaristische feministische Stimmen artikulieren können bzw. überhaupt gehört werden, weil erstere sich zumeist als anschlussfähig an konservative Positionen erweisen, wohingegen zweitere genau diese herausfordern.

Die vermeintliche Erfolgsgeschichte von Geschlecht als zu berücksichtigende Kategorie und deren partielles Ankommen in Politik, Wissenschaft, medialem und Alltagsdiskurs ist also eine ambivalente Angelegenheit. Diejenigen Stimmen, die im Namen von Geschlechterdemokratie und sexueller Selbstbestimmung imperiale Politiken direkt oder indirekt unterstützen, werden von letzteren jedoch nicht nur gegen ihren Willen instrumentalisiert. Vielmehr arbeiten vor allem die lange Zeit mit ihren Anliegen selbst Diskriminierten und Marginalisierten diesen Zielen bisweilen auch in vollem Bewusstsein und aktiv zu. Sie haben dabei nämlich etwas zu gewinnen, worauf ich im letzten Teil dieses Aufsatzes mit Gabriele Dietzes Begriff der „okzidentalistischen Dividende" (2009: 35) noch zurückkommen werde.

## FÜNF KRITIKEN AN DER VERSTRICKUNG VON GESCHLECHTERWISSEN UND MILITARISIERUNG

Zuvor will ich jedoch näher erläutern, was mit dem Titel dieses Beitrags, mit der Ausweitung der Geschlechterkampfzone gemeint ist. Ausgehend von Gayatri Chakravorty Spivaks Formulierung „white men saving brown women from brown men" (Spivak 1988: 297) stelle ich nun fünf Konzepte feministischer und queerer Kritik vor, die aus der Tradition postkolonialer Theorie formuliert wurden und jeweils unterschiedliche Phänomene in den Blick nehmen. Spivaks berühmter Aufsatz „Can the Subaltern Speak?" (ebd.), in dem sie die koloniale Indienstnahme von Geschlechterpolitiken im kolonialen Indien – sowohl von VertreterInnen des britischen Empire als



auch von lokalen Eliten – am Beispiel der Debatten um die so genannte Witwenverbrennung so prägnant auf den Punkt gebracht hat, ist Ausgangspunkt für zahlreiche Studien in diesem Themenspektrum und hat das gesamte Feld der postkolonialen Theorie stark geprägt. Ihren zentralen Satz werde ich im Folgenden in Hinblick auf gegenwärtige Debatten seit ‚9/11' Schritt für Schritt in Hinblick auf die unterschiedlichen Kritiken an der Militarisierung durch Zivilisierung ausbuchstabieren und damit zeigen, wie immer breitere Teile der Bevölkerung sowohl zu Objekten als auch zu Subjekten dieser Geschlechterbefreiungsrhetorik werden. Alle fünf Konzepte problematisieren aus unterschiedlichen Blickwinkeln, dass und wie, so Zillah Eisenstein, „die imperiale Demokratie Diskurse über sexuelle Rechte von Frauen und Homosexuellen in Außenpolitik übersetzt und diese Menschen für imperiale Ziele militarisiert" (Eisenstein 2007: 27).[4] Auch wenn jede Perspektive von anderen Beispielen ausgeht und ein jeweils spezifisches Argument macht, ist ihnen zumindest dreierlei gemeinsam: Erstens stimmen sie darin überein, dass vergeschlechtlichte und sexualisierte Denk- und Sprechweisen zum Thema Gewalt relevant sind in Hinblick auf die Art und Weise, wie Macht- und Herrschaftsbeziehungen auch im internationalen Kontext aufrechterhalten werden oder sich verändern. Zweitens verstehen sich alle Kritiken als mehr oder weniger direkte Interventionen in eine Politik und vor allem einen mentalen Zustand des *war on terror*, in dem sich die Welt seit nunmehr dreizehn Jahren befindet. Drittens konstatieren sie, dass Fragen von Geschlecht und Sexualität nicht nur von unliebsamen konservativen Stimmen gekapert und missbraucht werden, um feministische und queere Anliegen zu diskreditieren, sondern dass einige feministische oder queere Stimmen durchaus auch aktiv imperiale Politiken und damit gegenwärtig vor allem auch antimuslimischen Rassismus mit befördern.

### *Stufe 1: Patriarchaler Genderismus – „white men saving brown women from brown men"*

Mit Tina Jungs Begriff des „Genderismus" (Jung 2009: 149) ist treffend beschrieben, dass Geschlecht außerhalb der Genderforschung zumeist nur als Variable und nicht als analytische Kategorie zur Anwendung kommt. In einem solchen Zugriff auf Geschlechterfragen fehlt konsequenterweise auch die Anerkennung der intradependenten Ko-Konstitution jeder Kategorie mit

[4] Übersetzung aus dem englischen Original durch die Autorin.

anderen, wie etwa ‚Rasse', Klasse, Sexualität, Religion, Nation, geopolitscher Raum, Alter oder *dis/ability* (Walgenbach u.a. 2007). Wir begegnen Geschlechterfragen dementsprechend oft als vermeintlich eindeutigem, dabei aber diffus bleibendem Label, das ein Bestehen auf eine explizit feministische oder gar intersektionale Perspektive erschwert. Das, was ich daher patriarchalen (weil *top-down* von vormals Marginalisierten angeeignet und dann als wohltätig an ebendiese verkauft) Genderismus bezeichne, hat in den letzten Jahren an unerwarteten Stellen in Debatten und Diskursen über internationale Politik Eingang in den Mainstream/Malestream gefunden, ohne notwendigerweise mit feministischen Anliegen zu tun zu haben. Ganz im Gegenteil kann eine allgemeine Genderisierung zur weiteren Marginalisierung feministischer Perspektiven führen, weil diese dann vermeintlich ohnehin mitgemeint und daher aus Sicht des wohlmeinenden Genderismus als eigenständige Position überflüssig werden. Dieser oft amorphe Genderismus verwandelt sich jedoch in einen ganz spezifischen, wenn über ‚die anderen Frauen' gesprochen wird, die in der Befreiungsrhetorik „under Western eyes" (Mohanty 1991) geraten. Chandra Talpade Mohanty problematisierte in ihrem gleichnamigen Aufsatz schon vor über zwanzig Jahren den anmaßenden Universalismus westlicher Feminismen, der immer wieder auch patriarchal genderisierte Symbiosen mit nicht-feministischen Universalismen eingeht, wie schon Spivaks früher Text zeigt, aus dem das Originalzitat „white men saving brown women from brown men" stammt. Alles, was nach Patriarchat klingt, wird dabei auf distante Andere im globalen Süden/Osten (oder deren RepräsentantInnen in angenommenen Parallelgesellschaften im Inneren westlicher Demokratien) transferiert. Auf diese Weise erscheinen die Zentren politischer und epistemischer Macht im Westen/Norden als die quasi-natürliche Adresse fortschrittlicher Geschlechterverhältnisse und Sexualpolitiken. Tatsächlich ist dies auch nichts Neues, denn die Tradition sexualisierten und vergeschlechtlichten Rassismus ist so alt wie der Imperalismus selbst, und er hat seither immer wieder neue Formen angenommen. Wie Sherene Razack es ausdrückt, „funktioniert Geschlecht als Technologie des Imperiums, die dem Westen immer wieder Argumente dafür liefert, seine eigene Modernität zu bekräftigen und seine zivilisatorischen Projekte auf der ganzen Welt umzusetzen" (Razack 2008: 18).[5] Heute müssen wir die jüngsten und sich immer wieder verändernden Erscheinungsformen dieser erfolgreichen Technologie entziffern lernen und die Instrumente unserer Analysen und Kritiken entsprechend modifizieren. Ein Verständnis von patriarchalem

[5] Übersetzung aus dem englischen Original durch die Autorin.



Genderismus und der im Folgenden dargestellten weiteren Konzepte kann uns dabei helfen.

*Stufe 2: Embedded Feminism – „white women saving brown women from brown men"*

In den Jahren nach den Anschlägen auf *World Trade Center* und Pentagon in den USA haben sich vor allem US-amerikanische feministische Theoretikerinnen intensiv mit den weitreichenden Konsequenzen des *war on terror* auseinandergesetzt, insbesondere mit den militärischen Interventionen der USA in Afghanistan und im Irak. Als sich abzeichnete, wie sehr Frauenrechte zur Legitimation vor allem für den Angriff auf Aufghanistan ins Treffen geführt würden, hat Krista Hunt den Begriff des *embedded feminism* (Hunt 2006) geprägt. Dieser bezieht sich bewusst auf die offizielle *embedded journalism*-Politik des US-amerikanischen Verteidigungsministeriums, die durch Integration ausgewählter Medien in den Prozess militärischer Operationen für patriotischere Berichterstattung sorgen sollte. In ähnlicher Weise, so Hunt, hätten sich bedeutende Frauenorganisationen, allen voran die *Feminist Majority Foundation* (FMF), ganz im Sinne einer Modifizierung von Spivaks Zitat für einen Krieg in Afghanistan instrumentalisieren lassen und auch selbst zu dessen Akzeptanz beigetragen. In ungewohnter Einigkeit etwa mit Laura Bush oder anderen vormals des Feminismus gänzlich unverdächtigen Proponentinnen von Militarismus hätten Frauenrechtlerinnen in den USA im Namen von Frauenrechten in Afghanistan Diskurs und Praxis des Krieg Führens erheblich erleichtert, so Hunt (ebd.). Dabei wurden jedoch explizit antimilitaristische Stimmen in Afghanistan selbst, deren feministische Basisarbeit gegen patriarchale Gewalt seit vielen Jahren durchaus bekannt war, aufgrund ihrer ebenfalls artikulierten Kritik an imperialer Gewalt bewusst übertönt, wie etwa der Umgang mit der *Revolutionary Association for the Women of Afghanistan* (RAWA) zeigt (Exo 2010; Exo 2011; siehe auch Exon in diesem Band). Diese Übereinkunft unter dem Banner von „white women saving brown women from brown men" hat dazu beigetragen, Widerspruch gegen den neuen Imperialismus zum Schweigen zu bringen (Riley 2013: 5), und zwar insbesondere jene feministischen Positionen, die nun plötzlich jenseits dieses anders besetzten diskursiven Terrains neuer Schwesternschaft lagen. Ähnliche Prozesse können wir auch in Europa immer wieder feststellen, wenn Frauenorganisationen, feministische Publizistinnen oder Frauenpolitikerinnen mit rassistischen und islamophoben Interpretationen asymmetrischer Geschlechterverhältnisse im globalen Kontext beispielsweise auch zur Verschärfung von Immigrations- oder Bildungspolitiken im Inne-

ren beitragen. Für den deutschsprachigen Raum kann hier stellvertretend die langgediente Feministin Alice Schwarzer genannt werden, deren vormals als radikalfeministisch abgelehnte Positionen betreffend die Geschlechterverhältnisse im Inneren über die Skandalisierung eines vollständig orientalisierten und damit dislozierten Patriarchats heute eine hohe Anschlussfähigkeit zu antimuslimischem Rassismus aufweisen (Schwarzer 2002). Ein noch aktuelleres Beispiel radikalen feministischen Aktivismus, der auch an neoimperiale Politiken anschlussfähig ist, ist die in der Ukraine gegründete Gruppe Femen, deren aufsehenerregendem barbusigen Protest sich mittlerweile Frauen auf der ganzen Welt anschließen (Ackermann 2014). Sie intervenieren auf verschiedenen lokalen Ebenen sehr medienwirksam in patriarchale und gewaltsame Politiken unterschiedlichster Art und gewinnen trotz und wegen ihrer an Sexismus anknüpfenden Performances viele SympathisantInnen. Ihre orientalisierten Artikulationen gegenüber einem diffus bleibenden arabisch-islamischen Patriarchat (selbst gewählter Kampfbegriff: „topless jihad" bzw. „Sextremismus") jedoch hat vor allem muslimische Frauenrechtlerinnen zu massivem Widerspruch bewegt, da sie sich nicht von halbnackten weißen Europäerinnen sagen lassen wollen, welcher Dresscode einer konkreten feministischen Politik der Veränderung jeweils angemessen sei.

Doch nicht nur die Zivilgesellschaft entdeckt die sogenannte Frauenfrage auf dem Umweg imperialer Kriegsführung neu für sich. Auch Armeen scheinen zunehmend Vorteile darin zu sehen, sich für Frauen zu öffnen und ihre homophoben Praktiken abzubauen, um immer breitere Teile der Bevölkerung für ihre Ziele zu mobilisieren. Die USA haben im vergangenen Jahrzehnt sogenannte *female engagement teams* (FET) in ihre im Irak und Afghanistan stationierten Truppen integriert (McCullough 2012). Im diskursiven und kognitiven Rahmen einer übergeordneten *mission civilisatrice* sind es jene Soldatinnen, die die für die Aufstandsbekämpfung so dringend nötigen Informationen und Legitimationen auf neuen Wegen sicherstellen und mit dem Schein vergeschlechtlichter Friedfertigkeit durchaus gewaltvolle Operationen mit vorbereiten und legitimatorisch absichern. Ähnliche Phänomene sind auch aus anderen Armeen bekannt, bis hin zur deutschen Bundeswehr, die im Rahmen von sogenannten Mädchentagen aktiv junge Frauen für eine militärische Karriere rekrutiert. Diese Politik mag sich zwar nicht als Feminismus verstehen, aber doch als eine Art Frauenpolitik, die sich ganz bewusst den Anstrich fortschrittlicher Geschlechterverhältnisse gibt. Zivil-militärische Kooperationen haben viele Gesichter, und auch die weiblichen unter ihnen tragen zu einer schleichenden Militarisierung durch vermeintliche Zivilisierung bei.



*Stufe 3: Transnational Sexism – „white and brown women saving brown women from brown men"*

In Anlehnung an Arundhati Roy und Chandra Talpade Mohanty hat Robin Riley den Begriff des transnationalen Sexismus geprägt (Riley 2013). Sie benennt damit den spezifisch antimuslimischen Genderismus, der zugleich Voraussetzung und Folge der US-Invasionen in den Irak und in Afghanistan ist und sich langsam in Köpfen und Politiken ablagert. Sie argumentiert, dass es bei diesem Rassismus in erster Linie um imperiale Geopolitiken gehe, die nicht nur der Zustimmung weißer, dominanter Positionen bedürfen, sondern ganz gezielt auch nicht-weiße, *people of colour*, als ikonische und symbolische StellvertreterInnen in ihre Rhetoriken und Praktiken integrieren (ebd.: 13). Im Gegensatz zu Hunts Begriff des eingebettenen Feminismus, der auf weißer liberaler Frauenpolitik basiert, betont Rileys transnationaler Sexismus die in der gelebten Praxis durchaus kompliziertere Kategorisierung von Personen und Positionen entlang von Hautfarbe, geopolitischer Verortung und ideologischer Ausrichtung, wenn es um Geschlechterfragen und Sexualitäten geht. Gerade weil bestimmte Frauen heute gleichzeitig als Bedrohte und Bedrohende sichtbar werden, bedürfen imperiale Projekte auch einer neuen Art von Sexismus (ebd.) oder anschlussfähigem Feminismus. An dieser Stelle gelangen sorgfältig ausgewählte und zu StellvertreterInnen gemachte *women of colour* in Kooperationen mit vormals weißem liberalem Feminismus, wobei ihnen jedoch lediglich der Status von *native informants* zugedacht wird. Deren als authentisch präsentierte Betroffenheit wird zum Trumpf in der Hierarchie von Anerkennung und Marginalisierung feministischer Anliegen. Ein berühmtes Beispiel hierfür ist etwa Ayan Hirsi Ali, die als schwarze Immigrantin gemeinsam mit dem offen islamophoben niederländischen Filmemacher Theo van Gogh das Drehbuch zum aus vielen Gründen umstrittenen Kurzfilm „Submission" (van Gogh/Hirsi Ali 2004) produziert hat, dessen Ausstrahlung wiederum zu seiner Ermordung geführt hat (Braun/Mathes 2007: 194–203). Auch der Fall des äthiopischen Models Waris Dirie kann hier genannt werden. Sie hat sich international aktiv gegen weibliche Genitalbeschneidung engagiert. In ihrem autobiografischen Buch (Dirie/Miller 1998) – das überwiegend von weißen europäischen AutorInnen verfasst wurde – wird bisweilen stereotyper sexualisierter Rassismus ausgebreitet. Die Vorzeige-Gerettete selbst treibt derweil in wohltätigen Kreisen ihr Anliegen aktiv voran, hat dabei aber klar im hier geschilderten Interpretationsrahmen des *native informant* zu agieren. In dieser Ausprägung von transnationalem Sexismus, so Riley weiter, werden die politischen und sozialen Errungenschaften aller Frauen untergraben, während einige ausgewählte Frauen selek-

tive Freiheiten und Zugangsmöglichkeiten auf dem Rücken anderer, dabei dämonisierter oder zu Opfern gemachter, Personen gewährt werden (ebd.: 14). Rassismus, Klassismus und Homophobie sind die Grundierung dieses Phänomens des Teilens und Herrschens, das unter Beschwörung einer feministischen Universalität nur ganz bestimmte Frauen privilegiert inkludiert, nämlich jene, die dieser Politik dienlich sind.

> While the bonds of the body – that is, shared sisterhood – are exploited as reason to go to war, gender, that is shared understandings about the proper practice of femininity, is utilized as a means of division between Western – read white – women and Iraqi and Afghani women (ebd.).

Die Beschwörung einer internationalen Schwesternschaft vor dem Hintergrund imperialer Politiken spiegelt sich in der oben genannten weiteren Ausdehnung von Spivaks Originalzitat. Transnationaler Sexismus kann als die Kehrseite von eingebettetem Feminismus verstanden werden, denn beide sind unterschiedliche Seiten desselben Phänomens.

Dass sich feministische und queere soziale Bewegungen ebenso wie Geschlechterforschung in den letzten Jahrzehnten sehr ausdifferenziert und weiterentwickelt haben, bewahrt uns demnach noch nicht vor antifeministischen und homophoben Rückschlägen, und diese können, so scheint es, durchaus auch im Gewande geschlechterpolitischen Fortschritts in Erscheinung treten. Die Vielfalt geschlechterkritischer Perspektiven ermöglicht es uns zugleich, genauer hinzusehen und differenziert nachzufragen, warum wer welche Position mit welchem Ziel und auf welchen Wegen vertritt. Von dort ausgehend müssen wir unser analytisches und infolgedessen auch politisches Instrumentarium weiter entwickeln und dürfen uns nicht vorschnell mit partiellen Anerkennungserfolgen zufrieden geben. Zwei weitere Begriffe zeigen, dass die Rhetorik der Geschlechterdemokratie im Dienste der Rechtfertigung hegemonialer Interessen auch die bislang starren Grenzen der Heteronormativität zu überwinden imstande ist.

*Stufe 4: Homonationalism – „white queers saving brown queers from brown men"*

Jasbir Puars Konzept des Homonationalismus (Puar 2007) hat diesbezüglich für viel Aufsehen gesorgt. Sie zeigt, inwiefern auch die behauptete Avantgarde sexualitäts- und geschlechterpolitischer Theorie und Praxis, sogenannte LGBTQ (lesbian/gay/bi/trans/queer) politics, mit rassistischen und islamophoben Politiken insbesondere durch weiße Aktivist_innen kompatibel sein kann. Zwar bilden sich darin geschlechterpolitisch emanzipativere und inklusivere Konturen von StaatsbürgerInnenschaft heraus (Stichwort: Homo-



Ehe, Regenbogenfamilien etc.), hinsichtlich von ‚Rasse' und Ethnizität jedoch sind diese Vorstellungen deutlich exklusiver und damit dominanten Positionen nahe, die diese Art von Vorzeige-Geschlechterdemokratie nur bestimmten Subjekten gewähren wollen oder überhaupt nur bestimmte Gruppen von Menschen für fähig halten, diese umzusetzen. Puar zeigt am Beispiel der weitreichenden Diskurse und Praktiken des *war on terror* ebenso wie an der israelischen Besatzungspolitik, dass nicht nur weiße Feministinnen und deren ausgewählte farbige Schwestern, sondern auch homosexuelle und queere Aktivist_innen ihren Platz in imperialen Logiken von Rassismus und Geopolitk finden. Dies gelingt beispielsweise im Namen von sexueller Selbstbestimmung und queerer Familienpolitik, die im Kontext militärischer Interventionen in ein geschlechterpolitisch als rückständig markiertes Terrain implementiert werden sollen oder eben als für ‚dort' ungeeignet erklärt werden. Spivaks Zitat erfährt hier eine neue Wendung und inkludiert nun ausdrücklich queere/homosexuelle Personen und Positionen in die Rhetorik einer allgemeinen „ascendancy of whiteness" (Chow 2002), also eines Aufstiegs von und durch Weißsein. Puar argumentiert, dass der neue Imperialismus *queerness* als Regulativ für jene rassifizierten und sexualisierten Gesellschaften oder Bevölkerungsteile hervorbringt, die zur Zielscheibe der imperialen Biopolitik des *war on terror* gemacht werden. Diese Entwicklung wird nicht nur ‚nach außen' getragen, sondern spiegelt sich auch im Inneren etwa der USA, wie sie am Beispiel der *don't ask, don't tell*-Politik der US-Army erläutert. Weiße schwule Soldaten und queere Aktivisten hatten lange die diskriminierende Praxis der Armee kritisiert, dass sofort aus dem Militärdienst entlassen wurde, wer sich öffentlich zu seiner sexuellen Identität bekannte. Im Zuge seiner ersten Präsidentschaftskandidatur hat Barack Obama versprochen, dies zu ändern, was dann auch geschehen ist. Das heißt, offen schwul oder lesbisch zu sein, stellt keinen Kündigungsgrund mehr dar und Homosexuelle werden auch in der massiv heteronormativen, androzentrischen und maskulinistischen Institution Militär allmählich akzeptierter. Die Gleichzeitigkeit mit den Invasionen in den Irak und in Afghanistan stellt für Puar und andere keinen Zufall dar. Vielmehr ist sie als konkrete Ausprägung dessen zu verstehen, was mit Homonationalismus prägnant bezeichnet ist. Nicht mehr nur zivilgesellschaftlich organisierte Frauenrechtlerinnen oder Soldatinnen werden zur Legitimation dieser Angriffe benötigt, sondern die Inklusion geht einen signifikanten Schritt in Richtung Akzeptanz von Homosexualität weiter. Diese umfasst auch farbige Soldat_innen, die aus sozialpolitischen Gründen auf Basis von strukturellem inneramerikanischem Rassismus im Militär überrepräsentiert sind. Massiv betrieben wurde dieses Lobbying jedoch vorrangig von weißen Aktivisten, die in den entsprechen-

den Organisationen überhaupt eben jene anerkannten Sprechpositionen erreicht haben, die einen universalisierten Gültigkeitsanspruch anzumelden ermächtigt sind. Weitere „queere Investitionen in liberalen Krieg und Sicherheit“[6] (Richter-Montpetit 2014: 243) finden in einer letzten Veränderung von Spivaks Zitat ihre Entsprechung. Es ist nämlich auch danach zu fragen, welche Rolle ‚queer people of colour‘, die bislang eher auf Seiten der zu Rettenden zu finden waren, nun am anderen Ende des hier dargelegten Spektrums spielen.

*Stufe 5: Queer Imperialism – „brown queers saving brown queers from brown men“*

Jin Haritaworn, Esra Erdem und Tamsila Tauquir gehen in ihrer Kritik imperialer Vereinnahmung von Geschlechterpolitiken noch weiter (Haritaworn/Tauquir/Erdem 2007). Mit queerem Imperialismus benennen sie im Grunde eine ähnliche Dynamik wie Puar, doch sie fokussieren dabei ausdrücklich auf die Rolle und Funktion von farbigen Homosexuellen in diesem Setting, die ähnlich wie die einzelnen nicht-weißen Vorzeigefrauen im transnationalen Sexismus als Spielfiguren auf dem geopolitischen Schachbrett aufgestellt werden oder sich bisweilen auch aktiv dorthin begeben. Auch hier können außen- und innenpolitische Entwicklungen in ihrer zumeist unsichtbaren Verwobenheit miteinander beobachtet werden. In die Zeit der militärischen Interventionen, die in großem Stil über den Export von geschlechterdemokratischen Standards, über Frauenbefreiung und homosexuelle Selbstbestimmung mit legitimiert wurden und werden, fallen etwa auch die in Europa populär gewordenen Einwanderungstests, die jeweils nationale Wissensstandards abfragen. In diese Kanonisierung von unterstelltem gesellschaftlichem Konsens haben vormals lange marginalisierte Positionen wie die kulturelle Akzeptanz von Homosexualität und daraus abgeleitete politische Rechte oder die Gleichberechtigung von Frauen just in dieser Zeit diskursiv Eingang gefunden. Zustimmung dazu, die vermutlich nicht einmal in der eigenen nicht-migrierten Gesellschaft mehrheitsfähig wäre, wird von BewerberInnen um die nationalen Staatsbürgerschaften aktiv eingefordert, so als ob Europa seit jeher Ort und Hort von sexueller Selbstbestimmung und geschlechterpolitischen Errungenschaften gewesen wäre. Die Autorinnen kritisieren jedoch nicht per se die Präsenz von *people of colour* in der öffentlichen Debatte, die sie grundsätzlich befürworten. Es ist das permanente Abschneiden von deren Äußerungen und Standpunkten vom internationalen Kontext von antimuslimischem Rassismus, das Anlass zur Kritik bietet. Wenn diese Art von Sprache einer queeren Internationalität und darauf basierender transnationaler Solidarität zutage tritt, können die sprechenden, aber kaum wirklich gehörten Subjekte ebenfalls in imperiale Interessen involviert werden – auch betreffend die Notwendigkeit der einen oder anderen humanitären Intervention. Insbesondere antimuslimischer Rassismus ist also das Vehikel des sozialen Aufstiegs vormals Marginalisierter und gibt sich dabei einen durchaus antirassistischen und homophilen Anstrich. Die Ausnahmefigur einer queeren farbigen Person als Non-plus-ultra liberaler Toleranz macht sich die allzuschnell überzeugende Rhetorik eines Menschenrechtsuniversalismus zunutze und dient der Aufrechterhaltung von trennenden Kategorisierungen von Menschen in immer subtiler werdende Kategorien, die imperialen Politiken weiterhin Legitimität verschafft. In reibungsloser Übereinstimmung mit einem Paradigma von Zivilisierung/Rettung/Demokratie/Liberalismus werden queere Muslime zu Vorzeigesubjekten von sexueller Befreiung, während mit der Gleichsetzung von Homophobie und Islam zugleich immer wieder Stereotype eines unveränderlichen orientalischen Patriarchats jenseits von Raum und Zeit wachgerufen und erneut festgeschrieben werden. Ähnlich argumentiert auch Joseph Massad in seinen scharfen Kritiken des *pinkwashing* imperialer Politiken insbesondere im Nahen Osten, für die er die von ihm so genannte „gay international“ (Massad 2008) mit verantwortlich macht. Über andere Autor_innen hinausgehend problematisiert er in diesem Zusammenhang vor allem den elitären Charakter dieses sich neu formierenden queeren Internationalismus, zumal er auch Klassismus in seine Analysen integriert. Die hier genannten und aktuellere, darüber hinausgehende Kritiken (Rao 2014; Richter-Montpetit 2014) können uns dabei helfen, immer wieder neu auftauchende Reformulierungen von „sexual exceptionalism“ (Puar 2007), in dessen Namen sogenannte Zivilisierungsmissionen immer wieder gerechtfertigt erscheinen, als trickreiche Begleitmusik, als Beschleuniger und Normalisierer von Islamophobie, Rassismus, Imperialismus und Militarismus zu entziffern.

[6] Übersetzung aus dem englischen Original durch die Autorin.

## STILLSTAND UND BEWEGUNG IN DER GESCHLECHTERKAMPFZONE

Was ich mit kognitiver Militarisierung durch vergeschlechtlichte Zivilisierung bezeichne, drückt Robin Riley noch unmissverständlicher aus: „We are all soldiers now" (Riley 2013: 112). Wie ich anhand von fünf Konzepten der Kritik an dieser Entwicklung gezeigt und diese jeweils mit einer Modifikation von Spivaks Zitat aus dem britischen Kolonialismus in Indien veranschaulicht habe, hat Geschlecht auf subtile Weise in die Theorie und Praxis der Internationalen Beziehungen Eingang gefunden. Was lässt sich an den auf den ersten Blick unauffälligen Verschiebungen nun ablesen? Und warum soll uns das beunruhigen, wenn es um die Frage nach dem Für und Wider humanitärer Interventionen geht? In einer kurzen systematischen Rekapitulation des Ausgangszitats und seiner Weiterentwicklungen ist zu erkennen, inwiefern diese Ausweitung der Geschlechterkampfzone, wie ich den Titel dieses Aufsatzes bewusst provokant gewählt habe, sowohl dynamische als auch statische Elemente beinhaltet:

| | *Rettende* | | *Gerettete* | *Bedrohung* | *Konzept* |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. | white men | saving | brown women | from brown men | (genderism) |
| 2. | white women | saving | brown women | from brown men | (embedded feminism) |
| 3. | white & brown women | saving | brown women | from brown men | (transnational sexism) |
| 4. | white queers | saving | brown queers | from brown men | (homonationalism) |
| 5. | brown queers | saving | brown queers | from brown men | (queer imperialism) |

Ein Blick auf die drei Blöcke des sich erweiternden Zitats legt drei zentrale Fragen nahe: a) Wer ist Ziel der Rettung? b) Wer kann retten? c) Und vor wem muss gerettet werden?

### WER IST ZIEL DER RETTUNG?

Wenn wir zuerst auf den mittleren Teil der Zitate fokussieren, wird deutlich, dass in allen Varianten jemand von bestimmten Unterdrückungsformen mit vergeschlechtlichter und/oder sexueller Dimension befreit werden soll. Die Zielgruppe erfährt eine Erweiterung von ‚braunen' Frauen hin zu ‚braunen'



Queers/Homosexuellen. Dabei werden graduelle Verschiebungen vergeschlechtlichter Diskriminierung inkludiert, doch in Hinblick auf die rassifizierte Zugehörigkeit der zu Rettenden besteht kein Zweifel. Es sind durchwegs nicht-weiße Frauen und Queers im zu befreienden Anderswo oder an den Rändern der eigenen Gesellschaft, für die man sich engagiert – allerdings unter der Voraussetzung, dass sich die Objekte der Befreiung von ‚ihresgleichen' distanzieren. Weiße scheinen gar nicht in die Verlegenheit zu kommen, in sexueller Hinsicht befreit oder gerettet werden zu müssen. Von ihnen wird angenommen, dass sie diesen zivilisatorischen (Fort)Schritt bereits hinter sich haben oder *qua* natura gar nicht unterdrückt sein können, gerade weil ihren Herkunftsgesellschaften in bester Tradition von Moderne und Aufklärung vollständig erreichte und unumkehrbar scheinende geschlechterpolitische Emanzipation unterstellt wird.

### WER KANN RETTEN?

Während die Objekte der Befreiung sich nur graduell vervielfachen und zumindest im selben rassifizierten Raster verbleiben, wird die Zielgruppe der potenziellen Rettenden signifikant erweitert. Nicht mehr nur weiße Männer oder Frauen, sondern auch nicht-weiße Frauen sowie weiße und nicht-weiße Queers können unter bestimmten Umständen in die Position der Rettenden gelangen, wenn sie sich dem liberalen Paradigma von Fortschritt, Zivilisation und notfalls auch gewaltförmigem (Geschlechter-)Demokratieexport unterordnen. Die Erweiterung des Spektrums erfolgt entlang der Kategorien Geschlecht, Sexualität und ‚Rasse'. Immer mehr Menschen – die meisten von ihnen vormals selbst benachteiligt oder marginalisiert – können zu Retter_innen werden, solange sie von den Bedingungen imperialer Politik auf der Basis von Rassismus, Nationalismus und exklusiver StaatsbürgerInnenschaft nicht abweichen und diese mit ihrer Präsenz des sozialen und politischen Aufstiegs unterstützen. Auffällig ist aber, dass nicht-weiße (heterosexuelle) Männer in keinem der Fälle als Protagonisten der Geschlechterdemokratie gedacht werden. Sie spielen an diesem Ende des Zitats in all seinen Variationen keine Rolle.

## VOR WEM MUSS GERETTET WERDEN?

Genau das Gegenteil ist am anderen Ende des Zitats der Fall. Während sich der erste und der zweite Teil des Zitats durchaus dynamisch verändern, fällt auf, wie statisch der dritte bleibt: Die Bedrohung scheint eindeutig von nichtweißen heterosexuellen Männern auszugehen, die im dislozierten Patriarchat außen- oder innenpolitischer Zielgesellschaften verortet werden. Egal ob in Afghanistan oder in angenommenen migrantischen ‚Parallelgesellschaften' im Westen, es sind und bleiben „dangerous brown men" (Bhattacharyya 2008), die sämtliche Gender-Rettungsaktionen erst notwendig machen. Nicht deren Handlungen und Spielräume unter Bedingungen von Kapitalismus, Kolonialität und (Neo-)Imperialismus sind es, die als Begründungen für problematische Geschlechterpolitiken erkannt und benannt werden, sondern deren sexualisierte Rassifizierung. Letztere changiert zwar je nach akademischen Moden zwischen Biologisierung und Kulturalisierung, im Grunde ist sie jedoch seit Jahrhunderten zentrales Element von Orientalismus im Sinne Edward Saids (1978). Die Unterstellung einer unveränderlichen patriarchalen Disposition dieser „ganz andere Anderen" (Sarasin 2003: 49) ist es, von der das Risiko vergeschlechtlichter und sexualisierter Diskriminierung auszugehen scheint. Aus dieser Disposition wiederum, so der verkürzte Schluss aus einer vermeintlich aufgeklärten Berücksichtigung von Geschlecht als nützliche Variable internationaler Politik, scheinen angeblich unüberwindbare, weil oftmals naturalisierte, Gegensätze im West/Ost- bzw. Nord/Süd-Verhältnis zu erwachsen. Diese Logik korrespondiert mit dem, was Gabriele Dietze in Anlehnung an Étienne Balibar „Meta-Rassismus der Eliten" (Dietze 2009: 31) nennt, der sich in Wissenschaft, Politik und Feuilleton bisweilen als geschlechterpolitische Fortschrittlichkeit tarnt und damit recht erfolgreich ist. Emanzipatorische Geschlechterverhältnisse werden dabei primär im Westen/Norden verortet, wohingegen der Rest der Welt – insbesondere jene Regionen, in die man intervenieren will – als Ansammlung mehr oder weniger statischer Entitäten verstanden wird, die in Kultur und/oder Religion und entsprechenden Geschlechterverhältnissen verhaftet bleiben. Ganz so, als hätten letztere nichts zu tun mit anderen Ebenen menschlicher Vergesellschaftung wie etwa Politik und Ökonomie und deren global asymmetrisch organisierte Ausprägungen. ‚Braune' Männer sind die zu kontrollierenden, zu überwachenden, aufzuklärenden, gegebenenfalls aber auch gerade auf Basis der hier geschilderten Naturalisierungen zu folternden oder gezielt zu tötenden Subjekte, die letztlich doch nur als Objekte dominanter Interessen ver- und behandelt werden. Die epistemische Gewalt, die in große Teile des hier geschilderten Geschlechtergeredes verstrickt ist, lässt sich bei Bedarf



nämlich sehr rasch in alle erdenklichen anderen, manifesteren, Formen von Gewalt übersetzen, die weit jenseits der hier diskutierten Dimension von Wissen liegen, mit dieser jedoch verbunden bleiben. Diese Verbindungslinien in der heiklen und oft heißen Debatte über sogenannte humanitäre Interventionen nicht aus dem Blick zu verlieren ist das Anliegen meiner hier ausgeführten Überlegungen.

## DER OKZIDENTALISTISCHE GESCHLECHTERPAKT UND SEINE DIVIDENDE

Was bedeutet das nun für einen antimilitaristischen feministischen Standpunkt, und was kann daraus folgen? Wie kann angesichts der hier dargelegten Verstrickungen überhaupt so etwas wie „feminism in the belly of the beast" (Chew 2008: 81) gedacht und gelebt werden? Wie ich bislang gezeigt habe, öffnet die zunehmende Rezeption von Geschlechterfragen im Feld der Internationalen Beziehungen nicht nur Raum für feministische Kritik, sondern hat auch höchst ambivalente Begleiterscheinungen. Auch wenn es einfacher geworden sein mag, auf plumpen Sexismus zu reagieren, stellt es Kritiker_innen vor beträchtliche Herausforderungen, sich gegen auf den ersten Blick fortschrittliche Positionen in Geschlechterfragen auszusprechen. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn sie aus den eigenen Reihen, also von feministischen und queeren Stimmen selbst, kommen. Jüngere feministische Arbeiten, die sich an post- und dekolonialen Kritiken im allgemeinen, aber auch an deren überzeugenden Einwänden gegenüber dominanten ‚westlichen' Feminismen orientieren, plädieren gewissermaßen als unvermeidbaren Zwischenschritt hin zu einem transnational wirksamen feministischen Projekt für eine starke Hegemonieselbstkritik (Dietze/Brunner/Wenzel 2009; Hostettler/Vögele 2014). Diese hat inzwischen auch die Ränder der Friedens- und Konfliktforschung erreicht (Engels 2014; Exo 2014). Deren stark an Politikwissenschaft und Internationalen Beziehungen orientierte Paradigmen, Theorien, Methoden und Praktiken werden von post- und dekolonial argumentierenden Feministinnen herausgefordert. Letztere schöpfen aus dem Potential ihrer transdisziplinären Gewordenheit und sind daher in der Lage, die umfangreichen sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlich fundierten Arbeiten post- und dekolonialer Kritik für ihre Anliegen zu nutzen. In diesem Sinne will ich abschließend den von der Kulturwissenschaftlerin Gabriele Dietze komponierten Begriff der „okzidentalistischen Dividende" (Dietze 2009: 35)

bzw. des „okzidentalistischen Geschlechterpakt[s]" (ebd.: 34) einführen, an dem sich das Projekt der „Hegemonieselbstkritik" (Dietze 2014) für den hier diskutierten Zusammenhang erklären lässt. Im Begriff der okzidentalistischen Dividende werden zwei Konzepte der Hegemoniekritik miteinander verschränkt. Zum einen ist dies Robert Connells Konzept der „patriarchalen Dividende" aus der Männlichkeitsforschung (Connell 1996), das beschreibt, wie und vor allem welche Männer welchen Profit aus der ungleichen Verteilung von Arbeit, Kapital und Macht zwischen den Geschlechtern ziehen. Sogar Männer, die nicht über hegemoniale Männlichkeiten verfügen (d.h. nicht alle Männer sind gleich privilegiert), profitieren von der patriarchalen Geschlechterordnung, so Connells These. Zum anderen bezieht sich Dietze stark auf Fernando Coronils Verständnis von „Okzidentalismus" (Coronil 1996), das wiederum aus post- bzw. dekolonialer Perspektive deutlich macht, wie wirksam Eurozentrismus, Kolonialität und Imperialität für die asymmetrisch ungleiche Verteilung von Ressourcen auf globaler Ebene sind. Okzidentalismus nach Coronil ist nicht lediglich das Gegenteil von Orientalismus, also gewissermaßen „[d]er Westen in den Augen seiner Feinde", wie andere (Buruma/Margalit 2005) diesen Begriff später allzu stark vereinfacht und vor allem seiner tieferen Bedeutung entkleidet haben. Vielmehr handelt es sich bei Okzidentalismus (im Zuge der imperialen Unterwerfung der Amerikas durch europäische Mächte im 15. und 16. Jahrhundert) um die Vorbedingungen der Möglichkeiten, in deren Rahmen Orientalismus (also die koloniale Expansion derselben Mächte nach Osten und Süden im 17. und 18. Jahrhundert) überhaupt erst entstehen konnte. Rassismus und globale Arbeitsteilung kennzeichnen die okzidentalistische Imprägnierung der Welt, deren Auswirkungen uns bis heute begleiten. Dietze denkt beide Konzepte aus feministischer postkolonialer Perspektive zusammen, da sie einander genau an den jeweiligen Leerstellen ergänzen: Connell denkt die koloniale und imperiale Dimension hegemonialer Männlichkeiten nicht systematisch mit, und Coronil vernachlässigt die Kategorie Geschlecht in seinen Ausführungen zur Wirkmächtigkeit von Okzidentalismus. Im okzidentalistischen Geschlechterpakt bzw. in der okzidentalistischen Dividende verdichtet sich beides.

In den oben genannten Ausprägungen vergeschlechtlichter Argumente für als notwendig behauptete gewaltförmige Interventionen innen- und außenpolitischer Art bzw. dabei vor allem sicherheits- und militärpolitischer Natur nimmt die okzidentalistische Dividende eine Schlüsselfunktion ein. Sie gewährt vormals Marginalisierten (Frauen, Feministinnen, nicht-Weißen, Homosexuellen u.a.) politische Anerkennung und damit verknüpften sozialen Aufstieg. Sie tut es jedoch in erster Linie auf Kosten derer, die metaphorisch verdichtet in den unverbesserlich erscheinenden ‚brown men' im dritten Teil



des Zitats erstarren, während die jeweils zu Befreienden selektiv in diese Logik integriert und dafür partiell mit Anerkennung belohnt werden. In dieser analytischen Perspektive nützt die Befreiung den Befreier_innen auf lange Sicht möglicherweise mehr als denen, die für kurze Zeit als zu Befreiende ins Licht der öffentlichen Aufmerksamkeit gehoben werden. Erstere stärken damit eine Dominanzposition westlicher Überlegenheit, während zweitere auch nach ihrer Rettung im Status politischer Objekte verbleiben, die weiterhin der Subjektpositionen ihrer Befreier_innen bedürfen. Doch auch auf Seiten eben dieser sind nicht nur Gewinne zu verbuchen. Die okzidentalistische Dividende bringt nämlich nur kurzfristigen Profit. Gerade das ihr zugrundeliegende Argument der ‚hier' verorteten Überlegenheit in Geschlechterfragen ‚anderswo' führt nämlich auch oft dazu, dass diese in der eigenen Gesellschaft als restlos geklärt abgehakt und weitere Ansprüche auf mehr Geschlechtergerechtigkeit und sexuelle Rechte mit eben dieser Rhetorik abgewiesen werden. Dietze geht sogar noch weiter und meint sinngemäß, dass das Pochen auf diese Überlegenheit im Grunde von der schmerzvollen Ernüchterung über die vielen gläsernen Decken herrührt, an die Frauen- und Geschlechterpolitik immer wieder stößt. Die ‚Kopftuchfrau', so Dietze, wird dabei als Verkörperung des Eigenen zur Projektionsfläche uneingelöster Gleichberechtigungsversprechen, weshalb man sich ihr auch mit so viel Leidenschaft und bisweilen destruktivem Eifer widmet (Dietze 2009: 35). Das Erkennen des eigenen Scheiterns in vielen Bereichen von Geschlechterdemokratie und sexueller Befreiung, das Einstecken immer neuer Rückschläge nach mühsamen Errungenschaften ist es sozusagen, das die Überlegenheitsbehauptung gegenüber orientalisierten Anderen bzw. in diesem Prozess erst „Veranderten"[7] (Reuter 2002) anheizt. Im okzidentalistischen Geschlechterpakt, der auch in der Auseinandersetzung über humanitäre Interventionen immer wieder neu unterschrieben wird, ist die Geschlechterfrage kein Nebenwiderspruch, sondern die Signatur eines wiederbelebten Instruments imperialer Politik.

[7] Julia Reuters Begriff übersetzt das englische „Othering" sehr eindrücklich – es ist hier also tatsächlich nicht Veränderung, sondern Veranderung gemeint, das zu-Anderen-Machen, das mit einer starken Selbstvergewisserung eigener Positionen, Eigenschaften, Zuschreibungen einher geht.

## FAZIT

Die kontroverse und hegemonieselbstkritische Thematisierung der Dynamik von Privilegierung und Benachteiligung am Schnittpunkt von Geopolitik und Geschlechterverhältnissen stellt einen möglichen Ausgangspunkt für deren langfristige Veränderung dar. Die hier dargelegten Konzepte und eine verstärkte Auseinandersetzung mit den subtilen Erscheinungsformen epistemischer Gewalt, also Gewaltförmigkeit, die in Wissen(schaft) und diskursiven Selbstverständlichkeiten eingelagert ist und aus ihnen erwächst, können einen Beitrag dazu leisten. Die Verstrickungen zwischen politischer und epistemischer Gewalt nehmen heute vielfältige Formen an, die wir oft auf den ersten Blick gar nicht als problematisch wahrnehmen, doch die Ausdifferenzierung kritischer Geschlechterforschung hilft dabei, diese auch aus vielen Blickwinkeln thematisieren zu können. Wir müssen anerkennen und analytisch durchschauen, dass und auf welche Weisen Geschlechterfragen nicht nur von Feministinnen und queeren Kritiker_innen aktiv thematisiert, sondern oft auch gänzlich gegen deren Interesse oder Intentionen zum Spielball internationaler Politik werden, und wer darin mit welchen Positionen und mit welchen Zielen involviert ist. Schließlich gilt es aber auch, daraus politische Schlüsse zu ziehen und Handlungsmöglichkeiten zu entwerfen, die dem dringlichen Charakter des Rufs nach der jetzt angeblich aber nun wirklich erforderlichen militärischen Intervention im Dienste von Menschlichkeit und Menschheit die Stirn bieten können, ohne als Rechtfertigung von bestehenden Gewaltverhältnissen und -praktiken missverstanden zu werden. Diese Arbeit wird nicht in gleichem Tempo und mit gleichem Erfolg vonstatten gehen wie das, wogegen sie sich richtet, nicht zuletzt auch deshalb, weil damit Deprivilegierungen einhergehen und Widerstand provoziert wird. Wenn es um die Rechtfertigung von Gewalt im Namen des Humanitären und insbesondere auf Basis von sexueller Befreiung und Geschlechterdemokratie geht, gilt es nämlich, „[d]ie Grenze selbst (...) kritisch zu befragen, statt sich in ihrer Teilung einzurichten und sie wiederholt zu legitimieren" (Lorey 2010: 271); die Grenze zwischen ‚hier' und ‚dort', zwischen ‚Orient' und ‚Okzident', zwischen ‚Zivilisiertheit' und ‚Barbarei'. In Anlehnung an den eingangs zitierten Michael Walzer (Walzer 2003), einen der bekanntesten gegenwärtigen Theoretiker des sogenannten gerechten Krieges, könnte man auch sagen: Wir sprechen in der Auseinandersetzung über das Für und Wider humanitärer Interventionen die Sprache des gerechten Krieges – und gerade die Rhetorik fortschrittlicher Geschlechterpolitiken verhindert mitunter, dass wir dies überhaupt bemerken. Gerechtigkeit und Krieg ohne Zögern in einem



Atemzug zu nennen, sollte aus friedensforschender und friedenspolitischer Perspektive jedenfalls auch in Zukunft keine Selbstverständlichkeit sein, auch wenn es um Geschlechterfragen geht. Der zunehmenden kognitiven Militarisierung gerade über Rhetoriken der Zivilisierung muss aus einer antimilitaristischen feministischen Perspektive dezidiert und immer wieder von Neuem widersprochen werden. Wenn dabei Debatten verkompliziert, Handlungen verzögert und Politiken verhindert werden, ist das nicht unbedingt ein Nachteil. Es eröffnet Räume, um auch wieder Alternativen erdenken, entwerfen, erarbeiten zu können.

## LITERATURVERZEICHNIS

Ackermann, Galia (2014): Femen, Cambridge/Malden.

Bhattacharyya, Gargi (2008): Dangerous Brown Men. Exploiting Sex, Violence and Feminism in the War on Terror, London.

Braun, Christina von/Mathes, Bettina (2007): Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen, Berlin.

Brown, Wendy (2006): Regulating Aversion. Tolerance in the Age of Identity and Empire, Princeton.

Brunner, Claudia (2011a): Geschlecht, Terrorismus, Wissenschaft. Reflexionen zum Verhältnis von politischer und epistemischer Gewalt am Beispiel des Wissensobjekts Selbstmordattentat, in: Engels, Bettina/Gayer, Corinna (Hg.): Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung, Baden-Baden, S. 47-63.

Brunner, Claudia (2011b): Wissensobjekt Selbstmordattentat. Epistemische Gewalt und okzidentalistische Selbstvergewisserung in der Terrorismusforschung. 1. Aufl, Wiesbaden.

Brunner, Claudia (2013): Situiert und seinsverbunden in der 'Geopolitik des Wissens'. Politisch-epistemische Überlegungen zur Zukunft der Wissenssoziologie, in: Zeitschrift für Diskursforschung (3), S. 226-245.

Buruma, Jan/Margalit, Avishai (2005): Okzidentalismus. Der Westen in den Augen seiner Feinde, München/Wien.

Chew, Huibin Amelia (2008): What's Left? After 'Imperial Feminist' Hijackings, in: Riley, Robin L., Mohanty, Chandra Talpade/Pratt, Minnie Bruce (Hg.): Feminism and War. Confronting US imperialism, London, S. 75-90.

Chow, Rey (2002): The Protestant Ethnic and the Spirit of Capitalism, New York.

Connell, R. W. (1996): Masculinities. Reprint, Cambridge.

Coronil, Fernando (1996): Beyond Occidentalism. Toward Nonimperial Geohistorical Categories, in: Cultural Anthropology 11 (1), S. 51-87.

Dietze, Gabriele (2009): Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung, in: Dietze, Gabriele/Brunner, Claudia/Wenzel, Edith (Hg.): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld, S. 23-54.

Dietze, Gabriele (2014): Feministischer Orientalismus und Sexualpolitik. Spuren einer unheimlichen Beziehung, in: Hostettler, Karin/Vögele, Sophie (Hg.): Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. (Post-)koloniale Reflexionen über den Westen, Bielefeld, S. 241-275.

Dietze, Gabriele/Brunner, Claudia/Wenzel, Edith (Hg.) (2009): Kritik des Okzidentalismus. Transdiszplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld.

Dirie, Waris/Miller, Cathleen (1998): Wüstenblume, München.

Eisenstein, Zillah (2007): Sexual Decoys. Gender, Race and War in Imperial Democracy, London.

Engels, Bettina (2014): Repräsentationen, Diskurse und Machtfragen. Postkoloniale Theorieansätze in der Friedens- und Konfliktforschung, in: ZeFKo. Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 3 (1), S. 130-150.



Exo, Mechthild (2010): Die marginalisierten Perspektiven kritischer sozialer Basisgruppen in Afghanistan auf die Taliban. Eine Kritik der Repräsentation. Dokumentation der Konferenz "Wer sind die Taliban?", Frankfurt am Main.

Exo, Mechthild (2011): You Do Not Hear Us! Die unbekannte linke und feministische Opposition in Afghanistan, in: ak. Analyse und Kritik. Zeitung für linke Debatten und Praxis (536).

Exo, Mechthild (2014): Indigene Methoden als Stachel für die Friedens- und Konfliktforschung. Über Rechenschaftspflicht und das Erlernen dekolonialisierender Praxis, in: Bös, Matthias/Schmitt, Lars/Zimmer, Kerstin (Hg.): Konflikt vermitteln. Lehren und lernen in der Friedens- und Konfliktforschung, Wiesbaden, im Erscheinen.

Fekete, Liz (2008): Aufgeklärter Fundamentalismus? Einwanderung, Islam und andere Kulturdelikte, in: Der.Wisch. Zeitschrift für Viel.Seitige 5, S. 5-26.

Galván-Álvarez, Enrique (2010): Epistemic Violence and Retaliation. The Issue of Knowledge in Mother India, in: Atlantis. Journal of the Spanish Association of Anglo-American Studies 32 (2), S. 11-26.

Haritaworn, Jin/Tauquir, Tamsila/Erdem, Esra (2007): Queer-Imperialismus. Eine Intervention in die Debatte über 'muslimische Homophobie', in: Ha, Kien Nghi/Lauré al Samarai, Nicola/Mysorekar, Sheila (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland, Münster, S. 187-205.

Heidenreich, Nanna/Karakayalı, Serhat (2009): Besitzstand und Behauptung. Die phallische Demokratie, in: Dietze, Gabriele/Brunner, Claudia/Wenzel, Edith (Hg.): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld, S. 117-125.

Hostettler, Karin/Vögele, Sophie (Hg.) (2014): Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. (Post-)koloniale Reflexionen über den Westen, Bielefeld.

Hunt, Krista (2006): 'Embedded Feminism' and the War on Terror, in: Hunt, Krista/Rygiel, Kim (Hg.): (En)Gendering the War on Terror. War Stories and Camouflaged Politics, Hampshire/Burlington, S. 51-71.

Jäger, Margarete (1999): Ethnisierung von Sexismus im Einwanderungsdiskurs. Analyse einer Diskursverschränkung.

Jung, Tina (2009): Wozu noch und wieder 'feministische Wissenschaft'?, in: Kurz-Scherf, Ingrid/Lepperhoff, Julia/Scheele, Alexandra (Hg.): Feminismus. Kritik und Intervention, Münster, S. 148-161.

Kreisky, Eva (2004): Geschlecht als politische und politikwissenschaftliche Kategorie, in: Rosenberger, Sieglinde Katharina/Sauer, Birgit (Hg.): Politikwissenschaft und Geschlecht, Wien, S. 23-43.

Lorey, Isabell (2010): Foucault - Monstrologische Grenzen und die Gewalt des Diskurses, in: Kuch, Hannes/Herrmann, Steffen K. (Hg.): Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler, Weilerswist, S. 258-271.

Massad, Joseph (2008): Civilized or Decadent? Time and the Culture of the Arabs, in: Samman, Khaldoun/Al-Zo'oby, Mazhar (Hg.): Islam and the Orientalist World-System, Boulder, S. 37-54.

McClintock, Anne (1995): Imperial Leather. Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest, New York/London.

McCullough, Christopher (2012): Female Engagement Teams. Who They Are and Why They Do It, http://www.army.mil/article/88366/, abgerufen am 23.5.2014.

Mignolo, Walter (2002): The Geopolitics of Knowledge and the Colonial Difference, in: The South Atlantic Quarterly 101 (1), S. 57–96.

Mohanty, Chandra Talpade (1991): Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourse, in: Mohanty, Chandra Talpade/Russo, Ann/Torres, Lourdes (Hg.): Third World Women and the Politics of Feminism, Bloomington, S. 51-80.

Puar, Jasbir K. (2007): Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times, Durham.

Rao, Rahul (2014): Queer Questions, in: International Feminist Journal of Politics 16 (2), S. 1-20.



Razack, Sherene H. (2008): Casting Out. The Eviction of Muslims from Western Law and Politics, Toronto.

Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Anderen, Bielefeld.

Richter-Montpetit, Melanie (2008): Review Essay. Feministische Interventionen in Krieg, Un/Sicherheit und Gewalt, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 2/2008, S. 229-237.

Richter-Montpetit, Melanie (2014): Beyond the Erotics of Orientalism. Homeland Security, Liberal War and the Pacification of the Global Frontier. PhD diss., Toronto, Ontario.

Riley, Robin Lee (2013): Depicting the Veil. Transnational Sexism and the War on Terror, London New York.

Said, Edward (1978): Orientalism, London.

Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt/M.

Schwarzer, Alice (2002): Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz. Orig.-Ausg., 1. Aufl, Köln.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak?, in: Carry, Nelson/Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture, Urbana, S. 271-313.

van Gogh, Theo/Hirsi Ali, Ayan (2004): Submission.

Walgenbach, Katharina u.a. (Hg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen.

Walzer, Michael (2003): Erklärte Kriege. Kriegserklärungen, Hamburg.

# DIALOG

## Beiträge zur Friedensforschung

Herausgegeben vom
Österreichischen Studienzentrum
für Frieden und Konfliktlösung

Band 67

LIT

Maximilian Lakitsch, Anna Maria Steiner (Hg.)

# Gewalt für den Frieden?

## Vom Umgang mit der Rechtfertigung militärischer Intervention

LIT